

Tätiger Aufklärer

Naturforscher und Revolutionär. Eine Erinnerung an Georg Forster anlässlich seines Todestages am 10. Januar 1794 (Teil 1)

Von Hans Otto Röber



Georg Forster (r.) mit seinem Vater Reinhold während der zweiten Weltumsegelung James Cooks. Die von Forster später vorgelegte Reisebeschreibung machte ihn berühmt (Gemälde von John Francis Rigaud)

Unter den deutschen Spätaufklärern hat Johann Georg Adam Forster (1754–1794) eine Ausnahmestellung. Sie gründet zuerst in seiner für einen kontinentaleuropäischen Intellektuellen des 18. Jahrhunderts einzigartigen Welterfahrung. Schon als Zehnjähriger begleitete er 1765 seinen Vater Johann Reinhold über Sankt Petersburg auf eine Expedition zur unteren Wolga, wo der Vater im Auftrag der russischen Regierung die Lebensverhältnisse der dort ansässigen deutschen Auswanderer erkunden sollte. Georg erwarb auf dieser siebenmonatigen Reise nicht nur Sicherheit in der Pflanzenbestimmung nach dem System Linnés, sondern lernte auch sonst viel über Naturbedingungen, Klima, Flora und Fauna sowie die Lebensverhältnisse der Menschen. Diese Perspektivenvielfalt sollte seine späteren Reisebeschreibungen auszeichnen.

Die lebensgeschichtlich entscheidende Reise trat er dann im Alter von 17 Jahren am 13. Juli 1772 vom Hafen von Plymouth aus an: Er begleitete seinen Vater auf der zweiten Weltumsegelung des James Cook, der im Auftrag der britischen Admiralität die Frage der Existenz eines noch unentdeckten Südkontinents klären sollte. Der Vater gehörte als Naturforscher zum Wissenschaftlerstab der Reise, der Sohn war als Zeichner von Tieren und Pflanzen mit an Bord. Am 30. Juli 1775 waren die beiden Schiffe der Expedition zurück in England. Später, als Georg Forster auf seiner letzten von ihm beschriebenen Reise 1790 in Antwerpen seit langen Jahren wieder das Meer sah, erinnert er sich an diese drei Jahre der Weltumsegelung als Jahre, die sein »ganzes Schicksal bestimmten«. Schicksalhaft war bereits der Reiseantritt. Denn Sir Joseph Banks, ein

wohlhabender Naturforscher, der bereits an Cooks erster Weltumseglung teilgenommen hatte, sagte seine Teilnahme an der zweiten Reise kurzfristig ab, nachdem von ihm veranlasste Umbauarbeiten am Schiff »Resolution« nach begründeter Intervention Cooks rückgängig gemacht worden waren. So wurden auf Empfehlung die beiden Forster rekrutiert.

Mit einem Schlag berühmt

Zum lebensbestimmenden Schicksal wird die Reise jedoch erst durch die Reisebeschreibung. Die hätte vertragsgemäß der Vater übernehmen sollen. Da die 4.000 Pfund Reisehonorar für die Unterhaltskosten der beiden und der in London zurückgebliebenen Familie nahezu aufgebraucht waren und die üblichen Geldsorgen drückten, war die Familie dringend auf die erhofften Einnahmen durch den Buchverkauf angewiesen. Kurz nach der Rückkehr nach England erhob aber plötzlich auch James Cook, eingedenk des Gewinns, den er mit der Bearbeitung von Cooks Tagebüchern der ersten Weltumseglung betraute Schriftsteller erzielt hatte, den Anspruch auf einen eigenen Bericht. Die Admiralität entschied, dass beide je unterschiedliche Berichte schreiben und die nach Zeichnungen, insbesondere von William Hodges, hergestellten Kupferstichplatten aufgeteilt werden sollten. Cook sollte eine zusammenhängende Darstellung der Reise liefern (»a Narrative«), mit seemännischen Beobachtungen und Bemerkungen zu den Lebensgewohnheiten der Bewohner der angelaufenen Inseln, Reinhold aber musste sich auf Beobachtungen (»Observations«) zur Naturgeschichte und zu den Gewohnheiten und der Sprache der jeweiligen Inselbewohner beschränken. Damit wollte er sich nicht abfinden, eine erste von ihm vorgelegte Textprobe wurde als nicht dem Auftrag entsprechend abgelehnt, es wurde heftig, Cook wurden die gesamten Kupferstichplatten zugesprochen, und Reinhold verlor den Auftrag.

Aus diesem Debakel gab es nur einen Ausweg: Der 21jährige Sohn sollte, gestützt auf die Reisetagebücher des Vaters und seine eigenen Aufzeichnungen, die beabsichtigte »philosophische Geschichte der Reise« schreiben, denn er unterlag im Unterschied zum Vater keinen vertraglichen Bindungen. Georg vollendete die zweibändige englische Version in acht Monaten, so dass sie noch im März 1777 vor Cooks Bericht auf den englischen Buchmarkt kam. 1778 und 1780 erschien die deutschsprachige Ausgabe. Während die englische Ausgabe mit dem Bericht Cooks, der zum selben Preis, aber mit vielen Illustrationen versehen erschien, nicht konkurrieren konnte und ein finanzieller Misserfolg blieb, machte die deutsche Ausgabe Georg mit einem Schlag zur Berühmtheit. Ihm standen die Häuser der Gelehrten offen, er bekam Einladungen auf Schlösser und Güter, wurde Mittelpunkt der Salons von Adel und Hochadel, und Friedrich II. von Preußen und Joseph II. von Österreich gewährten ihm Audienzen.

Dieser fulminante Erfolg rührte einmal von der Fülle der ausgebreiteten exotischen Inhalte her. Darunter stach die Beschreibung Tahitis heraus, das die Expedition zweimal angelaufen war, gut zwei Wochen im August 1773 und schließlich von Ende April bis Anfang Juni 1774. Forster hat den Mythos um diese Insel, die der Engländer Samuel Wallis 1767 für die Europäer »entdeckt«, das heißt, als potentielles Objekt britischer Expansion vorgesehen hatte, nicht begründet. Er ging vielmehr zurück auf die 1771 erschienene Reisebeschreibung von Louis Antoine de Bougainville, dessen Idyllen von Diderot popularisiert wurden und zu deren Verbreitung auch Forsters schnelle Übersetzung ins Englische beitrug. Forsters eigene Reisebeschreibung hat allerdings die Südseesehnsucht im deutschsprachigen Raum enorm befeuert, obwohl sein Tahiti-Bild grundlegend ambivalent bleibt. Er zählt die Insel zu den glücklichsten Winkeln der Erde. Ein mildes Klima, das Aufwendungen für Behausung und Bekleidung auf ein Minimum beschränkt, und eine freundliche Natur, deren reichhaltiges Angebot essbarer Produkte eine nahezu mühelose Lebenserhaltung

ermöglicht, sorgen für eine eigentümliche Glückseligkeit, einen ruhigen, vergnügten und friedlichen Zustand der Menschen in einfacher Lebensart. Zwar konstatiert Forster die Existenz von Klassen, auch Patriarchalisches im Geschlechterverhältnis, aber da drei Brotbäume und Gemüseanbau, der den Bewohnern nicht mehr abverlangt als den Europäern die Gartenarbeit, allen ein Leben ohne Mühen und Mangel ermöglichen, gibt diese gleichförmige Lebensart keine Veranlassung zu Neid, Diebstahl und Raub. Es herrsche so insgesamt noch eine »gewisse frugale Gleichheit«, die sich auch im Umgang der Klassen zeige: Der »geringste Mann« könne »so frei mit dem Könige sprechen, als mit seinesgleichen«, in ihrer Lebensart unterschieden sie sich nicht mehr als in England die Lebenslage eines Handwerksmannes von der eines Tagelöhners.

Schon an diesen Bemerkungen zeichnet sich ab, worum es dem späteren Jakobiner geht, wenn er die Französische Revolution des Jahres 1793 nach ihren Fortschritten der Gleichheit beurteilt: Es geht niemals nur um die Gleichheit vor dem Gesetz, sondern immer auch um materielle Gleichheit, die »die Menschen auch in Absicht der Glücksgüter (...) näherrückt«, wobei sich Forster entgegen seinem geschichtsphilosophischen Optimismus hier die realistische Einschränkung gestattet, diese Gleichheit gelte doch »für den Augenblick wenigstens«.

Den entscheidenden Einwand gegen die von ihm selbst mitverbreitete Idylle formuliert er in einer Reflexion im Anschluss an die Schilderung des Vorfalles, wonach bei der Abfahrt von Tahiti einer der Seeleute versucht habe, »unbemerkt nach der Insel zu entweichen«. Forster hat für diesen Fluchtversuch volles Verständnis, sieht er doch das Leben des »gemeinen Volks« in Europa, das Leben der Bauern, Kaufleute und Handwerker von ihren adligen Stallherren »nun einmal zu lauter Plackerei und zu beständigen Arbeiten bestimmt«. Dennoch kommt die anschließende Reflexion, deren Allgemeinheitsgrad bereits vorausschauend einer möglichen Fehllektüre vorzubeugen scheint, zu dem elegischen Ergebnis, dass ein Mensch mit einem tätigen Leben, der von »tausenden Gegenständen« umgeben ist und von ebenso vielen Bedürfnissen angetrieben wird, »einer so ununterbrochenen Ruhe und eines beständigen Einerlei bald überdrüssig werden müsse«. Dieser Befund steht im Einklang mit seinem lebenslang vertretenen anthropologischen Grundgedanken, wonach es den Menschen, ungeachtet geschichtlicher oder kultureller Unterschiede, unter allen Verhältnissen darum gehe, sich zu vervollkommen, in immer neuen Tätigkeiten »lebenslang die möglichste Entwicklung aller physischen und sittlichen Kräfte (zu) befördern«, und zwar individuell wie in bezug auf »das gemeinschaftliche Fortrücken unserer ganzen Gattung«. Ruhe und Genuss sind ohne Arbeit nicht zu haben.

Die 1777 nur angedeutete Konsequenz aus dieser Einsicht hat Forster zehn Jahre später in seinem Porträt Cooks zugespitzt so verdeutlicht, dass die »Extreme« einer dauernden Erschöpfung unter ausbeuterischen Verhältnissen und eines Lebens ohne alle Mühe beide den »Reiz« zu Tätigkeit und Fortschritt ersticken. Damit trifft er sich mit der geschichtsphilosophischen These Kants aus dem Jahr 1784: Nicht die gütige Natur, sondern ihre »Unvertragsamkeit« zwingt die Menschen zur Arbeit, zur Produktion ihrer Lebensmittel, Kleidung und Behausung, schließlich zur Erfindung der Mittel, die ihnen die notwendige Arbeit erleichtern. Nicht Eintracht, sondern Zwietracht, konkurrenzbefeuerte Ehr-, Herrsch- und Habsucht treiben die Menschen aus der »Rohigkeit« zur Kultur. Das Übel verkehrt sich zum Guten. Wären die Menschen gutartig wie die Schafe und lebten in vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe – in seiner Kritik an Herder spricht Kant exemplarisch von den glücklichen Einwohnern Tahitis –, würden alle menschlichen Talente »auf ewig« unentwickelt bleiben.

Solche Behauptungen treffen vielleicht auf die obere Klasse Tahitis zu, die Forster als faul und fett lächerlich macht, wie er später auch die Mönche eines Klosters bei Düsseldorf verspottet.

Gemessen an seinen Beobachtungen zu Bootsbau, Werkzeug- und Waffenherstellung sowie Schmuckproduktion auf Tahiti, ist Kants Behauptung aber eine Übertreibung, undifferenziert, ja falsch und im diffamierenden Vergleich mit »glücklichen Schafen und Rindern« geprägt von der Überheblichkeit des Europäers. Ihren Kern jedoch teilt Forster noch in seinen späten politischen Schriften, die dem »Glück« nicht nur Vervollkommnungsfähigkeit und Menschenwürde als entscheidende Ziele menschlicher Existenz gegenüberstellen, sondern es auch als Rechtfertigungsideologem absolutistischer Herrschaft kenntlich machen.

Gesellige Prosa

Ihren Erfolg verdankt Forsters Reisebeschreibung auch ihrem eleganten Stil. Das Buch bietet dem Publikum eine Vielfalt von Schreibformen an, von der detailreichen Beschreibung vielfältiger Gegenstände bis hin zu Anekdoten und Ereignisschilderungen, die bisweilen den Charakter von Abenteuerliteratur annehmen, immer wieder unterbrochen von »philosophischen« Reflexionen, die das Gesehene beurteilen und in historische Perspektiven stellen. Friedrich Schlegel hat 1797, gut drei Jahre nach Forsters Tod, in einem halb mutigen Essay den Verfemten deshalb als Klassiker eines »gesellschaftlichen Schriftstellers« gewürdigt – vorsichtigerweise nicht als politischen Schriftsteller. Im dialogisch angelegten Schreiben, in der »steten Verwebung« von Anschauungen, Begriffen und Ideen, vom Einzelnen zum Allgemeinen, Weltbürgerlichen übergehend, sei Forsters Prosa ein klassisches, also noch nicht überbotenes Muster für »echte Popularität«, mit der die »echten Prosaisten« nicht nur spezialisierte Wissenschaftler oder Kunstinteressierte ansprechen, sondern den »ganzen Menschen«. Dadurch wird diese Literatur, so Schlegel, in einem prägnanten Sinn »gesellig«, nicht weil viele über sie ins »Gespräch« kommen, sondern weil sie sich aufgrund der nicht trivialen Inhalte immer auch als Glieder der »gesamten Menschheit« verstehen können. Solche Prosa ist nicht Sprache des gemeinen, sondern des weltbürgerlichen Verstandes.

Auch in einer anderen Hinsicht war Forster eine Ausnahme unter den deutschen Aufklärern. Er konnte und er wollte den Schritt aus der Gelehrtenexistenz in die praktische, bürgerlich-revolutionäre Politik machen. Die beiden Modalverben deuten eine Konstellation an, die Forster erneut schicksalhaft nannte: Die »Veranlassung zu Handeln« ist an individuell unverfügbare Bedingungen geknüpft; es müssen erst »Umstände eintreten, wo unsere Mitwirkung möglich wird«. Das Ergreifen dieser Möglichkeit erfordert dann aber die individuelle Wahl, ist kein mechanisch-zwangsläufiger »Effekt« von Verhältnissen. Als Forster am 21. Februar 1792 diesen Gedanken seinem Schwiegervater Christian Gottlob Heyne schrieb, war die Entstehung eines solchen Handlungszusammenhangs schlichtweg unwahrscheinlich, für Forster geradezu undenkbar und im Blick auf die deutschen Verhältnisse auch nicht erwünscht.

Abstieg und Demütigung

Forster war Ende 1778 von England durch die deutschen Kleinstaaten gereist, um seinem Vater eine Professur zu besorgen. Diese Betteltour führte ihn nach Kassel ins Kurfürstentum Hessen. An der dortigen Rumpfuniversität Carolinum bot man ihm eine Stelle an, nicht dem Vater, dessen Einstellung teurer geworden wäre als die des ledigen (und in Deutschland berühmteren) Sohnes. Von schweren Gewissensbissen gegenüber dem Vater geplagt und voller Angst vor seinem Zorn nahm Forster die mit anfangs 450 Talern dotierte Stelle an. 1784 wechselte er auf eine Professur im damals polnischen Wilna (Vilnius). Die Bezahlung war besser, dazu kamen freies Wohnen,

Übernahme der Kosten einer umfangreichen Reise vor Dienstantritt und ein zurückzuzahlender Vorschuss, um seine Schulden in Kassel zu begleichen. Zuvor verlobte er sich in Göttingen mit der Tochter seines väterlichen Freundes Christian Gottlob Heyne. Forster war der zehn Jahre jüngeren Therese erstmals 1779 bei einem Besuch in der Stadt an der Leine begegnet und von der 15jährigen »Universitätsmamsell«, wie in Göttingen die klugen Professorentöchter im heiratsfähigen Alter genannt wurden, wenig begeistert. Im September 1785 heirateten die beiden.

Mit beiden Stellen war Forster unzufrieden. Kassel empfand er als sozialen Abstieg und Demütigung: »Ich segle um die Welt und komme nach Kassel, zwölfjährigen Rotzlöffeln ihre Muttersprache buchstabieren zu lehren.« In Wilna wiederum sah er sich von wissenschaftlicher Kommunikation abgeschnitten, deutsche Zeitschriften kamen oft mit erheblicher Verspätung an. So schien es erneut eine schicksalhaft glückliche Fügung zu werden, als ihm im Sommer 1787 ein Offizier der Zarin das Angebot unterbreitete, an einer für vier Jahre geplanten russischen Südseeexpedition teilzunehmen und diese wissenschaftlich vorzubereiten. Die finanziellen Konditionen waren phantastisch: ein stattliches Gehalt, ein Spesenkonto für notwendige vorbereitende Reisen, Materialbeschaffung und die Beschäftigung einer Hilfskraft, eine Pensionszusage für ihn und im Todesfall garantierte Versorgung von Frau und der 1786 geborenen Tochter Therese. Hinzu kamen die Auslösung Forsters aus dem Vertrag mit Polen und die Übernahme seiner Schulden bei der polnischen Erziehungskommission. Forster zog sofort mit seiner Familie nach Göttingen, um von dort aus die wissenschaftliche Organisation der Expedition in Angriff zu nehmen. Doch schließlich wurde die Reise abgesagt, Katharina war der russisch-türkische Krieg dazwischengekommen. Immerhin konnte Georg die bis dahin ausgezahlten Gelder behalten, er bekam dazu noch eine Abfindung und war schuldenfrei, so dass er in Ruhe und gestützt auf das Netzwerk des Schwiegervaters nach einer neuen Stelle suchen konnte.

Die fand sich schnell. Im April 1788 wurde Georg die Stelle des Ersten Bibliothekars der Universitätsstadt Mainz angeboten, im Oktober siedelte er mit der Familie in die Residenz des Kurfürstentums und Bistums über. Dort fand er die Karikatur einer Bibliothek vor, die seine schlimmsten Befürchtungen übertraf. Obwohl von seinem Schwiegervater gut auf das Amt eines wissenschaftlichen Bibliothekars vorbereitet, stellten ihn allein das hohe Gehalt, das jenes der meisten Professoren übertraf, vor allem aber die Urlaubszeiten, die ihm 1790 die Reise den Niederrhein hinab und nach England ermöglichten, sowie die Muße zum Schreiben und zum Übersetzen zufrieden.

Ein behagliches bildungsbürgerliches Familienleben konnte sich dennoch nicht einstellen. Während der Niederrheinreise ging seine Frau eine feste Verbindung mit dem kursächsischen Legationssekretär in Mainz, Ludwig Ferdinand Huber, ein. Forster verhielt sich unsicher und widersprüchlich; er ließ Huber am Ende des Jahres in sein Haus einziehen, bestand aber zugleich auf seinem Recht als »Eheherr«, obwohl ihm schon lange bewusst sein musste, dass Therese ihn nicht liebte und ihr sein Begehren eine Last war. Ende 1789 hatte Therese eine zweite Tochter, Clara bzw. Claire, zur Welt gebracht. 1791 gebar sie eine dritte Tochter, die mit sechs Monaten starb, der 1792 geborene Sohn starb nach drei Monaten. Auch Forsters Schreiben und das Betreiben einer Übersetzungsmanufaktur, die bisweilen den Rivalen beschäftigte, aber vor allem aus den ehemaligen Göttinger »Universitätsmamsellen« Meta (Margarete) Forkel und Caroline Böhmer (spätere Schlegel und noch spätere Schelling) bestand, war nicht nur intellektuelle Alltagsroutine, sondern entsprang finanzieller Not, da nach einem Jahr in Mainz der Schuldenberg erneut so enorm gewachsen war, dass ihm nur durch die Fron täglicher Übersetzungsarbeit, in die sich Forster selbst

jeden Morgen von fünf bis sieben Uhr einspannte, und mit Zwischenkrediten von Verleger und Schwiegervater beizukommen war. Solche Ehe- und Familienverhältnisse »Hauskreuz« zu nennen, wäre eher eine Untertreibung.

Am 21. Oktober 1792 traten jene unerwarteten »Umstände« ein, die Forster zwangen, eine Entscheidung zu treffen. Es waren, bezogen auf die Staaten des deutschen Reiches, »Ausnahmebedingungen«, »historischer Zufall«, so der Historiker Heinrich Scheel. Sie kamen von außen in Gestalt französischer Truppen unter dem Kommando des Generals Adam-Philippe de Custine. Mainz war besetzt. Als zwei Tage später auf Initiative der Franzosen ein Mainzer Jakobinerclub gegründet wurde, zögerte Forster zwei Wochen lang, um am 5. November die Aufnahme zu beantragen und zwei Tage später Mitglied zu werden. Seine Briefe aus diesen Tagen geben einen Eindruck davon, wie er mit einer Entscheidungssituation umging, in der ein »Mittelding« unmöglich war. Eine Abreise aus Mainz verwarf er kategorisch, sie schade seinem guten Ruf und lasse sich mit seinem Gefühl für Würde nicht vereinbaren. Vor allem aber kalkulierte er die »Wahrscheinlichkeiten« mit Blick auf die entscheidende Frage, wie wichtig den Franzosen Mainz war, ob sie an der Stadt festhalten oder sie für einen vorteilhaften Frieden aufgeben wollten. Forster, der offenbar von der Fragilität und Abenteuerlichkeit der girondistischen Kriegführung wenig wusste, musste jedoch nicht Robespierres Reden gegen den Kriegsplan des französischen Hofes und der Legislative kennen, um mit Blick auf die Mainzer Bürger zu wissen, dass ein Volk keine bewaffneten auswärtigen Missionare liebt, die ihnen nicht nur die Freiheit bringen, sondern auch Tribute auferlegen und daher nicht als Befreier, sondern als Besatzer angesehen werden. Er klammerte sich an die Vorstellung einer französischen Grenzverschiebung an den Rhein und war sich daher mit Custine einig, dass eine zu gründende Mainzer Republik der französischen eingegliedert werden müsse.

Kopfgeld ausgesetzt

Diese Einsicht wird zur Grundlage seiner politischen Praxis. Er wurde Vizepräsident des von den Franzosen eingesetzten Verwaltungsrates, gab seit dem Neujahr 1793 die *Neue Mainzer Zeitung* heraus und agitierte im Umland für die Beteiligung an den Wahlen zu einer parlamentarischen Vertretung. Als diese am 17. März 1793 als Rheinisch-Deutscher Nationalkonvent zusammentrat, propagierte Forster, der zum Vizepräsidenten des Parlaments gewählt wurde, den Anschluss der Mainzer an die Französische Republik. Vier Tage später hielt Forster die entscheidende Rede »Über die Vereinigung des rheinisch-deutschen Freistaats mit der Frankenrepublik«. Sie mündete in einen Antrag an den Konvent in Paris. Am 25. März reiste Forster mit zwei weiteren Delegierten nach Paris. Als er am 30. März den Anschlussantrag vor dem französischen Konvent vortrug, der ihn unter Beifall annahm, begann am selben Tag die Belagerung von Mainz durch preußische Truppen. Sie dauerte über drei Monate, bis die Franzosen am 23. Juli die Stadt den Belagerern übergaben.

Auf den berühmten Weltumsegler wurde ein Kopfgeld ausgesetzt, er hat niemals mehr deutschen Boden betreten. Seine Entscheidung vom 5. November 1792 wirkte wie ein Katalysator auf sein weiteres Leben. Therese drängte darauf, die Stadt zu verlassen und die Töchter in Sicherheit zu bringen. Forster zögerte, aus politischen Gründen und weil er das Zerbrechen seiner verzweifelt Stützkonstruktionen und das endgültige Ende seiner Ehe befürchtete. Ihre Abreise könne das »Publikum« so verstehen, dass Forster die Sache der Mainzer Republik schon verloren gebe, dass er »nur das Maul aufgerissen« habe, um die Mainzer schließlich »im Stich zu lassen«. Andererseits sah er in der wenig aussichtsreichen Lage der Stadt auch das Resultat der »Lauigkeit« der

Bevölkerung und fühlte, dass er von Therese nicht das Opfer verlangen könne, »mit mir zu leben und zu sterben«. Am 7. Dezember 1792 verließ Therese mit den beiden Kindern die Stadt, zuerst nach Straßbourg, dann im Januar 1793 nach Neuchâtel in die Schweiz. Sie kamen nur noch ein einziges Mal zusammen, vom 3. bis 5. November 1793 in einem kleinen Grenzort, um die Scheidung zu besprechen. Zu einer Trennung kam es auch mit dem Anatomen Samuel Thomas Soemmerring, der seit den Kasseler Tagen Forsters bester Freund war und der ab 1784 eine Professur in Mainz innehatte. Mit dem Eintreffen der Franzosen in Mainz hatten sich ihre Wege getrennt, »weil wir verschiedenen Grundsätzen folgten«. Revolutionen und Kriege sind Zeiten, wo sich Freund vom Freund löst, wie Goethe es formulierte.

Aus dem Gedächtnis getilgt

Forster verbrachte die ihm noch bleibenden acht Monate Lebenszeit in Frankreich. Er war nicht allein, auch nicht in der Stunde seines Todes, aber er fühlte sich »vereinzelt«, todeinsam. Dem großen Briefeschreiber blieb fast nur Therese als Adressatin seiner Briefe. Obwohl er vom Außenministerium vom Sommer bis Herbst an die Nordfront nach Cambrai und Arras geschickt wurde, um einen Gefangenenaustausch mit der englischen Armee auszuhandeln, eine Mission, die erfolglos blieb, fühlte er sich nicht gebraucht und bedauerte sogar einmal, dass er nicht von Mainz nach Altona gegangen war. Aber ein reales Angebot des schottischen Unternehmers Thomas Christie, den er aus den Zirkeln von ausländischen Bekannten der frühen Pariser Monate kannte, die Leitung einer ihm gehörenden Druckerei in England zu übernehmen, nahm Forster nicht an. Schließlich gewann er seine Energie als Publizist wieder und schrieb mit den »Parisischen Umrissen« seinen wichtigsten politischen Text.

Seine Verteidigung der Französischen Revolution im Jahr II trug wahrscheinlich mehr zu seiner Verfemung bei als seine Tätigkeit für die Mainzer Republik. Forsters Name blieb mit kleinen Unterbrechungen im Vormärz und um die Wende zum 20. Jahrhundert 150 Jahre lang ausgemerzt aus dem kulturellen Gedächtnis der Deutschen. Das war der Preis, den jemand in deutschen Ländern unter feudaler oder bürgerlicher Herrschaft zu bezahlen hatte, wenn er seinen Mitbürgerinnen und Mitbürgern die Maxime mitgab, »dass es besser ist, frei zu sein, als zu dienen (...), dass es nicht genug sei, die Freiheit für das bessere zu erkennen, sondern dass man sie auch wollen und zu rechter Zeit entscheidende Schritte tun müsse, um sie zu erringen.« Erst die Akademieausgabe der DDR ab 1958 machte sein Werk wissenschaftlicher Erforschung zugänglich.

Kind der Misere

Deutscher Jakobiner und Chronist der Revolution. Eine Erinnerung an Georg Forster anlässlich seines Todestages am 10. Januar 1794 (Teil 2 und Schluss)

Von Hans Otto Röber



Ein schwieriges Vater-Sohn-Verhältnis: Der lebenslang verschuldete Naturforscher Reinhold Forster (l.) und sein Sohn Georg

Das Elend der deutschen Verhältnisse traf Johann Georg Adam Forster (1754–1794) erst am Ende seines Lebens mit aller Härte. Das heißt indes nicht, dass sein Leben davor von dieser Misere unberührt geblieben wäre. In einem Brief an seine Frau Therese vom Juni 1793 offenbart er ihr erneut sein »zerfleischendes Bewusstsein«, »nie! nie! glücklich gewesen zu sein«. Auch wenn diese Äußerung im Kontext seiner Klage über die zerbrochene Ehe steht, ist der Satz so umfassend zu verstehen, wie er formuliert ist. Schon früher wies er darauf hin, dass er »von Jugend auf vieles gelitten«, dass er »die Sorgen einer zahlreichen Familie, die dazu noch unglücklich war, getragen habe«. Will man diese von Forster angedeuteten Kindheitsmuster auf einen einzigen Begriff bringen, muss man mit Frank Vorpahl von »Vaterwunden« sprechen.

Georg Forster wurde am 26. November 1754 im Pfarrhaus der polnischen Gemeinde Nassenhuben (heute Mokry Dwór) geboren, an deren Patronatskirche der Vater Reinhold seinen reformierten Dienst am Herren lustlos, ja widerwillig verrichtete. Reinhold sah sich vor allem als Naturforscher, war Mitglied einer Naturforschergesellschaft in Danzig und verwendete seine Erbschaft für den Aufbau einer ungewöhnlich großen privaten Bibliothek. Während viele Menschen, die das Gefühl haben, unter ihren intellektuellen Möglichkeiten leben zu müssen, zu Zynikern werden, entlud sich Reinhold Forsters Enttäuschung in periodischen Wutausbrüchen. Ulrike Bergmann wirft ihm vor, er habe »Weib und Kind immer öfter hemmungslos« verprügelt und dabei auch nicht sein Lieblingskind Georg verschont.

Reinhold fand sich mit seiner Lage nicht ab. Obwohl er mit Bürgerstolz die feudalabsolutistischen Beschäftigungssysteme für unfähig erachtete, Leistung anzuerkennen, und daher dazu neigte, diejenigen, die auf entsprechende Positionen gelangt waren, zu verachten und »kleinzumachen«, tat er alles, um der geistigen und lokalen Enge des Pfarrberufs zu entkommen, und griff sofort zu, als sich ihm die Chance der Wolga-Expedition und später die Gelegenheit bot, an Cooks zweiter Weltumseglung teilzunehmen.

Chronisch verschuldet

Beide Expeditionen waren mit der Aussicht auf spätere lukrative und seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellungen verbunden. Jedes Mal zerschlugen sich diese Aussichten. In Russland stieß sein Bericht über die Lebensverhältnisse der deutschen Aussiedler auf die Ablehnung seiner Auftraggeber, weil Reinhold zu keiner Schönfärberei bereit war, die den Ruf des für die Kolonie zuständigen Garnisonleiters geschont hätte. Man hielt ihn mit dem Folgeauftrag hin, ein Gesetzbuch für die Kolonie zu erarbeiten, was Vater und Sohn weitere acht Monate in Sankt Petersburg festhielt. Darüber war der bewilligte Jahresurlaub für Reinhold verstrichen und die Pfarrstelle in Nassenhuben mit einem anderen besetzt. Bis Forster seine Frau und Georgs Geschwister nach England kommen ließ, war die zurückgelassene Familie bei Verwandten untergekommen und musste ihren Lebensunterhalt durch Verkauf von Büchern aus Reinholds Bibliothek bestreiten. Aus Russland waren Vater und Sohn im Oktober 1766 direkt per Schiff nach England gefahren, ohne dass Reinhold zu seinem Honorar gekommen war. Er hatte 2.000 Rubel verlangt, ihm wurden 1.000 Rubel geboten. Reinhold bestand auf einer Kopeke mehr und musste daraufhin unverrichteter Dinge gehen – vorerst, in England, zahlte man ihm zumindest einen Teil des Honorars aus.

Man kann diesen Habitus als Immunität gegenüber jedweder Anwandlung von Opportunismus loben. Wo aber die Möglichkeit kollektiven Aufbegehrens noch weit entfernt ist und widerständige einzelne voneinander isoliert bleiben, drohen sie, zu Sonderlingen und Querulanten zu werden. So war Reinholds Stolz mit einem Fehlen jeden taktischen Vermögens und mit selbstschädigender Blindheit gegenüber Machtverhältnissen verbunden, für die einerseits vor allem der Sohn den Preis zu zahlen hatte und die andererseits zur chronischen Verschuldung des Vaters führte.

Georg hatte in Sankt Petersburg so gut Russisch gelernt, dass er als 13jähriger Lomonossows russische Geschichte druckfertig ins Englische übersetzte. Seitdem spannte ihn der Vater vor allem in die Fron der Übersetzungsarbeit und für sonstige Hilfsdienste ein. Auch in anderer Hinsicht hatte Georg die Kosten des väterlichen Starrsinns zu tragen. Reinhold ersparte sich die eigene Demütigung, indem er Georg auf Betteltour durch die Deutschländer schickte, um ihm zu einer Professur zu verhelfen. Forster war erfolgreich und vermittelte ihm 1780 eine Professur in Halle. Diese Professur hätte Reinhold aber nicht antreten können, wenn Georg nicht unter den Freimaurern eine Geldsammlung in Gang gesetzt hätte, um dem Vater die Tilgung eines großen Teils seiner Schulden zu ermöglichen. Reinhold zierte sich, weil diese Betteltour im Gegensatz zu der diskret durchgeführten Stellensuche nicht zu verheimlichen war, hatte aber keine Alternative und musste die milden Adelsspenden annehmen. So hat das harte Joch des Vaters die Paradoxie erzeugt, dass Georg früh erwachsen werden musste und erst spät erwachsen werden konnte, das heißt, frei vom Alpdruck des Vaters. Die »Vaterwunden« vernarbten spät und schief. Georg Forster »erbte« vom Vater das Unbehagen an den eingenommenen Berufspositionen und den Hang zu chronischer Verschuldung.

Als Kind wurde Forster von seinem Vater unterrichtet, was angesichts der Qualität des formellen Schulangebotes nicht ungewöhnlich war. Lediglich in Sankt Petersburg besuchte er ein Dreivierteljahr lang die lutherische Petrischule. Eine Universität hat er nie besucht, sondern sich wissenschaftliche Kenntnisse über die von ihm übersetzten Bücher angeeignet. Auf der Basis dieses informell erworbenen Wissens und seiner Erfahrungen schrieb er eine Dissertation über essbare Pflanzen der Südsee, mit der er 1785 in Halle zum Doktor der Medizin promoviert wurde, kurz vor Antritt der Professur in Wilna. Die Eigenwahrnehmung als Autodidakt und das damit verbundene Gefühl, den eigenen Ansprüchen nicht zu genügen, untergruben sein Selbstbewusstsein. Seinem Verleger Johann Karl Philipp Spener offenbart er, dass ihn das Gefühl, eigentlich nichts zu wissen, davon abhalte, »etwas mit Zuversicht auszuarbeiten«: »Dies ist Ursach, dass ich zu allen meinen Arbeiten dreifach und zehnfach die Zeit brauche, die es andern kostet.« Dieses Gefühl verfehlt, wer Forster den Umfang seines Werkes entgegenhielt. Der Verweis darauf ignoriert die Mühe, die Forster dieses Werk gekostet hat, und verkennt, dass selbst die Erfahrung des Erfolgs diese Verunsicherung nicht beseitigen kann.

Die stärkste Erschütterung seines Selbstbewusstseins erfuhr Forster in der Kontroverse mit Kant über die »Menschenrassen«. Unvertraut mit den aktuellen philosophischen Diskussionen, musste er sich ein »bloßes empirisches Herumtappen ohne leitendes Prinzip«, das in Spekulationen und Metaphysik endet, vorhalten lassen. Dennoch ist seine Rückfrage an Kant berechtigt, wie denn zu verfahren sei, wenn die Frage des methodisch Suchenden auf einem »fehlerhaften Prinzip« beruhe. Forsters erkenntnistheoretische Maximen des Beobachtens und Vergleichens, der Aufmerksamkeit und der Urteilskraft, so schlicht sie anmuten, geben der in solchen Konstellationen nötigen Zurücknahme der begrifflichen Fixierung und dem genauen Blick auf den Gegenstand Raum.

Bilanz der Revolution

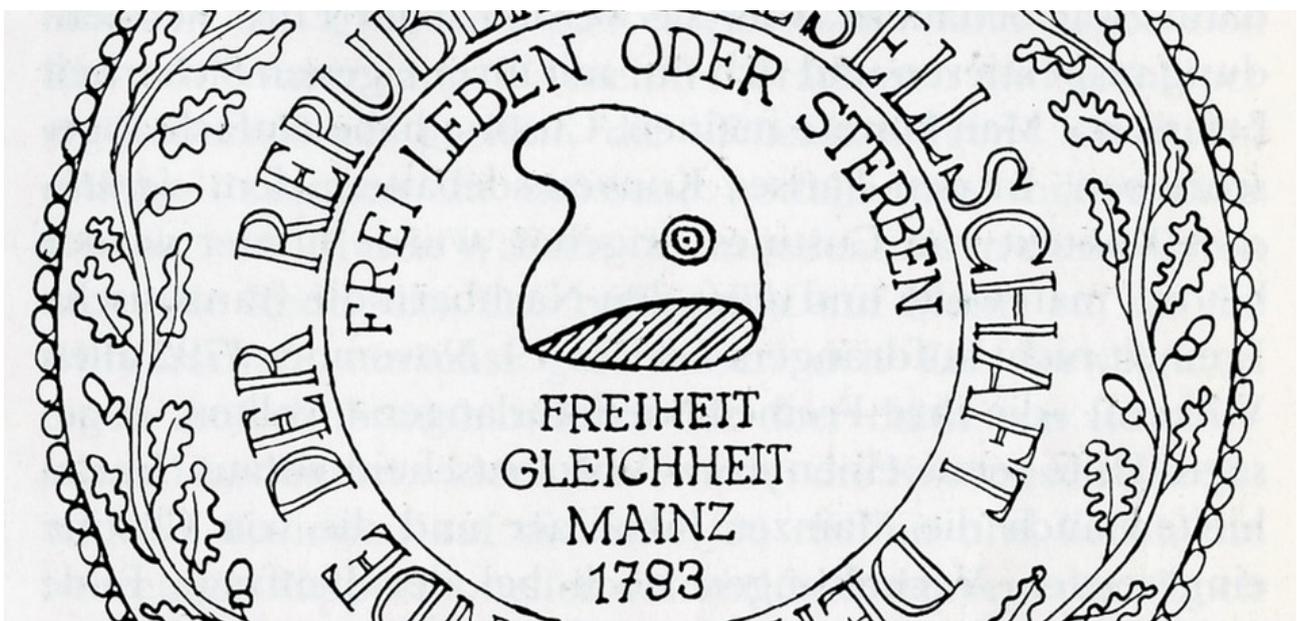
Gegenüber einer »Naturerscheinung, die zu selten ist, als dass wir ihre eigentümlichen Gesetze kennen sollten«, die aber gleichwohl so wichtig ist, dass das Bedürfnis nach einer »generalisierten Definition« unabweisbar wird, sieht Forster den benötigten kognitiven Habitus in der »Nachgiebigkeit« im Denken. Die Rede ist von der Französischen Revolution und ihrer Vorgeschichte. Dabei handelt es sich bei den immer noch provozierenden »Parisischen Umrissen«, an denen Forster vom Oktober bis Ende Dezember 1793 geschrieben hat, keineswegs um unparteiliche Beobachtungen, sondern diese Betrachtungen stehen »in einem vorhinein bestimmten Lichte«, nämlich der Ideologie des jakobinischen Zentrums. Das ist nicht unbedingt ein Nachteil, attestiert doch Marx dem Jakobinismus ein »Maximum des politischen Verstandes«. Die Unterseite dieses Lobes verweist jedoch auf die spezifische jakobinische Blindheit gegenüber sozialstrukturellen Gegensätzen und Interessen sowie ökonomischen Gesetzen.

Forster mag schon lange kein Vergessener mehr sein, aber gerade gegenüber dem Politiker und politischen Schriftsteller machen sich nach der Marginalisierung beziehungsweise »Abwicklung« marxistischer Forschung vermehrt »klischeehafte Vorurteile« breit, wie der vielleicht beste »westliche« Kenner Forsters, Ludwig Uhlig, in seiner großen Biographie aus dem Jahr 2004 konstatiert hat. Er moniert »die notorische Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit der Forster-Rezeption bis in die Gegenwart hinein«. Aber ist es wirklich nur Schlamperei, wenn eine mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnete Biographie die einschlägige empirische Untersuchung Donald Greers zu Anzahl und Begründung der von den französischen Revolutionsgerichten verhängten Todesurteile nur aus zweiter Hand zitiert und fälschlicherweise

behauptet, Greers 16.594 statistisch erfasste Todesurteile bezögen sich auf Paris, nicht auf Gesamtfrankreich?

Dazu ignoriert diese Schrift, dass der Terror ab dem Frühjahr 1794 eine andere Funktion bekommt. Die erste Welle des Terrors, die im Januar 1794 nach der endgültigen Zerschlagung der inneren Konterrevolution mit 3.500 Hinrichtungen ihren Höhepunkt erreicht, wendet sich hauptsächlich gegen die bewaffnete Rebellion vor allem in Lyon, um Toulon und in der Vendée (am 23. Dezember 1793 besiegt). In den von Aufständen gegen die Republik betroffenen Departements finden 71 Prozent der von Donald Greer ermittelten Hinrichtungen statt, davon 76 Prozent aufgrund von Rebellion und Hochverrat. Das ist die »Gewalt« der Revolution, die Forster allein kennen kann und die er rechtfertigt. Die Kurve der Hinrichtungen sinkt bis zum März auf 600 Hinrichtungen ab, um danach wieder bis auf 1.200 im Juli 1794 zu steigen, erst jetzt fast ausschließlich in Paris.

Dieser zweiten Welle liegt paradoxerweise der Erfolg der jakobinischen Verteidigung der Revolution zugrunde. Mit dem Sieg über die innere Konterrevolution und der Sicherung der französischen Grenzen gegen die konterrevolutionären Invasionstruppen zerfällt das soziale Bündnis, das die Jakobiner bis dahin getragen hat. Der Terror erscheint zunehmend als überflüssig und lästig, die »Reichen« drängen auf Auszahlung ihrer in Form der »Reichensteuer« getätigten »Investitionen« in den Sieg der Revolution, die »Volksklassen« auf weitere Verbesserungen ihrer sozialen Lage. Ihnen geht die jakobinische Sozialpolitik nicht weit genug, jenen ist sie schon viel zu weit gegangen. Damit bekommt der Terror eine andere Funktion: Er ist nicht mehr Instrument gegen die Konterrevolution, sondern dient angesichts des Zerfalls der sozialen und politischen Basis des Jakobinismus dazu, die daraus hervorgehende Opposition zu unterdrücken. Der Terror wird zum ausschließlichen Instrument der Machterhaltung der robespierristischen Kerngruppe, die diesem Zerfall begriffs- und perspektivlos begegnet. Wenn nun die besagte Biographie das berühmte Zitat des öffentlichen Anklägers des Pariser Revolutionstribunals Antoine Quentin Fouquier-Tinville anführt: »Die Köpfe fielen wie Dachziegel«, um Forster als kalten Logiker der Schreckensherrschaft denunzieren zu können, kann sie nur auf die Unkenntnis der Leserschaft spekulieren, denn die zitierte Äußerung bezieht sich auf die Zeit verschärften Terrors seit dem Gesetz vom 10. Juni 1794. Da ist Forster seit genau fünf Monaten tot.



»Frei leben oder sterben« – das Wappen der Mainzer Jakobiner

Forsters »Parisische Umriss« sind beides: eine Polemik gegen die deutschen Schriftsteller und Intellektuellen, die erst die vermeintlich friedliche, philosophische Revolution liebten und nun die spätestens seit dem 10. August 1792 gewalttätig, blutig und schmutzig gewordene Revolution hassen und sich, wie Friedrich Engels später anmerkte, unter dem Druck der servilen deutschen Presse an der »Aufhetzerei« gegen Frankreich beteiligen, und sie ist Selbstverständigung, Versuch einer Bilanzierung der fast fünfjährigen Revolutionsgeschichte. Wie Robespierre begreift Forster diese Geschichte als Dialektik von Revolution und Konterrevolution. Ihr entspringen das Aneinanderreiben der Kräfte und die gewaltsamsten Erscheinungen der Revolution, es ist keine Aussöhnung mehr möglich, es ist ein »Kampf auf Tod und Leben«. In diesem politischen Feld stehen sich nicht nur zwei Akteure gegenüber, sondern die hegemoniale Bourgeoisie fraktioniert sich in der Frage, wie sie sich gegenüber den relativ selbstständig agierenden sansculottischen »Volksklassen« verhalten soll und welche Konsequenzen das für das Ziel der Revolutionssicherung haben kann. Das ist der Zwang der Umstände, der der Bourgeoisie Handlungen aufnötigt, an die sie vorher nicht gedacht hat. So sagt es Louis Antoine de Saint-Just im April 1794, so bemerkte es Forster bereits 1791: »Die Nationalversammlung hat nicht daran gedacht, so weit zu gehen, wie sie gegangen ist; aber die eiserne Notwendigkeit der Zeit und der Umstände hat sie gezwungen.«

Inwieweit die Führungsgruppen dieser »Notwendigkeit« gerecht werden, ist dann nicht nur eine Frage der Kühnheit und Klugheit, sondern davon, wie borniert oder hegemonial sie ihr Klasseninteresse sehen. Dies entscheidet über die Führungswechsel in der Revolution beziehungsweise über die Lernprozesse der einzelnen Parteiungen. Derart vorangetrieben, überschreitet die Revolution alle Schranken und Grenzpfähle, überwindet die Täuschung falscher Horizonte, und zwar in Richtung auf wachsende Allgemeinheit: »Kleinere gegenstrebende Bewegungen wurden von den größeren, allgemeineren verschlungen.« Die von Forster herangezogenen Metaphern und Analogien nicht gänzlich beherrschbarer, unaufhaltsamer Naturprozesse illustrieren, neben der appellativen Intention, die eigene Seite zu ermutigen und den Gegner zu entmutigen, die relative Unkalkulierbarkeit des politischen Feldes für die einzelnen Akteure sowie die Entwicklungsdynamik und die Richtung des revolutionären Prozesses.

Drei Knotenpunkte

In der Entwicklung der Revolution in Richtung zunehmender »Allgemeinheit«, in ihren »riesigen Fortschritten« bei der Verwirklichung des »Prinzips der Gleichheit« markiert Forster drei Knotenpunkte, dies jedoch in politischer Abstraktion. Die erste Führungsgruppe habe die Revolution mit einer Nachahmung der englischen Konstitution beenden wollen. Das ist seine Chiffre dafür, dass die Generalstände und die Nationalversammlung dem französischen Adel und der Monarchie das eigentlich nicht ablehnbare Angebot gemacht haben, auch in Frankreich einen englischen Weg des Kompromisses zwischen Bourgeoisie und Adel auf der Basis der Verbürgerlichung der Produktionsverhältnisse in der Landwirtschaft und der Konstituierung eines nationalen Marktes einzuschlagen. Der französische Adel war dumm genug, dieses Angebot gegen sein wohlverstandenes Interesse und trotz gigantischer Ablösesummen für die »Abschaffung der Feudalität« abzulehnen. Teile des Adels emigrieren, organisieren in »Koblenz« die Gegenrevolution und treiben damit die Bourgeoisie in ein weder gewolltes noch geliebtes Bündnis mit dem nicht-bürgerlichen »Volk«.

Der zweite Knotenpunkt, der 10. August 1792, steht unter dem Eindruck der riskanten Kriegführung der Girondisten und des Manifests des Oberbefehlshabers des preußischen Invasionsheeres. Darin wird als Kriegsziel die Wiedererrichtung der absoluten Monarchie genannt, die Abgeordneten auf

allen Ebenen des Staates werden mit dem Tod bedroht, und selbst für »die mindeste Beleidigung« der königlichen Familie wird »eine beispiellose und für alle Zeiten denkwürdige Rache« und Paris der »gänzliche Ruin« angedroht. Die Gemeinde von Paris erklärt, vorbei an der Legislative, den Aufstand und bewirkt die faktische Außerkraftsetzung der Verfassung von 1791: Der König wird suspendiert, und die Legislative hebt die Trennung zwischen Aktiv- und Passivbürgern auf. An ihre Stelle tritt das allgemeine und gleiche Wahlrecht (für Männer). Das ist die »zweite Revolution«. Wenn diese also zum Scheidepunkt zwischen Revolutionsbegeisterung und Renegatentum wird, dann nicht wegen des Gewalttätigwerdens der Revolution schlechthin, sondern weil die Revolution durch das immer stärkere Auftreten des Volkes ihren »philosophischen« Charakter verliert und nunmehr »Bocksprünge« macht. Die Abwendung von der Revolution verrät also auch immer das Ressentiment gegen die Unteren, die zum politischen Faktor geworden sind.

Als dritten Knotenpunkt nennt Forster den Kampf der Jakobiner gegen die Girondisten und deren Propaganda für ein »Föderalsystem«. Auch hier bleibt Forster abstrakt, nennt aber später Maßnahmen wie die Zwangsanleihe bei den Reichen, die Brottaxierung und die Einführung des Maximums für Preise (und Löhne), die zeigen sollen, dass die Jakobiner die Verteidigungsfähigkeit der Revolution durch Zugeständnisse an die Interessen der Volksklassen erreichen wollten.

Bürgerlicher Horizont

In diesem Kontext ist Forsters Definition: »Die Revolution ist (...) *die Revolution*« nur ihrer sprachlichen Gestalt nach eine Tautologie. Tatsächlich variiert sie Robespierres Frage: »Habt ihr eine Revolution ohne Revolution gewollt?« Beide Ausdrücke machen deutlich: Die Revolution ist kein einmaliges Ereignis, sondern ein Prozess, in dem mehrmals eine bestehende Rechtsordnung mit Gewalt und illegal beseitigt wird, die Gesellschaft für einen logischen Moment in den Naturzustand zurücktritt und eine neue Rechtsordnung und neue Institutionen geschaffen werden.

Die subjektive Seite dieses Prozesses nennt Forster die »öffentliche Meinung«. Sie sei Werkzeug und Seele der Revolution, Vereinigungspunkt aller Intelligenzen der bürgerlichen Gesellschaft, »Einheit des Volkswillens, verbunden mit der Repräsentantenvernunft«. Auch sie habe jene oben dargestellten »Verwandlungsstufen« durchlaufen, um schließlich jene »moralische Emanzipation« zu bewirken, die in der »enthusiastischen Liebe zur Gleichheit« besteht. Eine Formulierung Hegels variierend könnte man sagen: Für Forster besteht die Revolutionsgeschichte in Fortschritten im Bewusstsein der Gleichheit. In dieser Sansculotten-Herrschaft »im Geiste« siegen die »Tugend« über den »Egoismus«, »Aufopferung« und »Entsagungen« über Habsucht und Gewinnsucht: Das Eigentum verliere einen Teil seines eingebildeten »übermäßigen« Wertes, der Reiche übe »Billigkeit gegen den notleidenden Bürger«, und alle ernteten die »süßen Früchte der Humanität«.

Daraus lässt sich schließen: Forster hat seine frühen Briefe aus Paris vom Frühjahr bis Frühherbst keineswegs verdrängt oder rationalisiert. Diese Briefe verraten Forsters Schock, in eine Gesellschaft der Tugendlosigkeit und des ungehemmten Kriegs aller gegen alle geraten zu sein. Man könnte in der dort ausgedrückten enttäuschungsträchtigen Dissonanz zwischen Erwartung und Erfahrung die Wirkung eines sehr engen Bekanntenkreises sehen: gut situierte Ausländer, Bankiers, Fabrikanten, girondistische Politiker. Fundamentalere verweisen Forsters Äußerungen darauf, dass ihm von Grund auf unverständlich ist, was eine politisch von ihren (feudalen) Fesseln befreite bürgerliche Gesellschaft ist. Forster hat natürlich auf seiner Niederrheinreise Manufakturen und Fabriken besichtigt, aber in den Webereien vor Aachen (oder in englischen Fabriken) will er allein die vom Zunftzwang befreite Entwicklung der Produktivität sehen, den Anblick des »zwanglosesten

Fleißes« der Arbeitenden, die Einheit von Besitzer und Lohnarbeiter als »arbeitende« gegenüber der »genießenden Klasse«, den »Unternehmungsgeist« als »Quelle des Wohlstandes und des häuslichen Glücks«.

Vor dieser Folie vermeintlicher Harmonie scheinen sich die Befürchtungen der frühen Pariser Briefe durch die jakobinische Tugendhegemonie ab dem Herbst 1793 aufgelöst und in den Himmel der Humanität verflüchtigt zu haben. Das Verstörende hat sich erledigt. Die Menschen scheinen besser geworden, weniger egoistisch, zumindest müssen sie ihren Egoismus verbergen und sich als tugendhafte, selbstlos Handelnde verstellen. Forster, der über die »Grenzpfähle« spottet, die die Revolution zum Halten bringen sollen, entgeht, dass er selbst einen Grenzpfahl im Fortschritt der Gleichheit setzt: Alles (Privat-)Eigentum aufzuheben, sei Extremismus und ziele auf »wilde Barbarei«, ist für ihn so undenkbar, dass er in der Propaganda für frühkommunistische Egalität nur »fremde Einwirkung« vermuten kann, die die Revolution diskreditieren soll. Forster kennt keinen Fortschritt der Gleichheit über den Horizont der bürgerlichen Gesellschaft hinaus. Dem Jakobinismus geht es nicht um die soziale Revolution, sondern um eine Revolutionierung der Haltungen, um ihre Konzentration auf das »Gemeinwohl«, dem sich die ökonomischen Partikularinteressen unterzuordnen haben. Er formuliert exemplarisch die heroischen Illusionen, die die Bourgeoisie benötigt, um der bürgerlichen Gesellschaft zum Durchbruch zu verhelfen, damit sich die Bürger nach dem Sieg der Revolution die Früchte der Reichtumsproduktion im friedlichen Konkurrenzkampf nüchtern aneignen können.

Unsere Stadt

Was derart im kurzen enthusiastischen Rausch der Revolution funktioniert, in dem alle »Menschen« (Männer) sich einbilden, sie seien Brüder, missversteht Forster als dauerhaft stabilisierendes moralisches Regulativ einer auf privater Produktion beruhenden Gesellschaft, neben der Zwangsgewalt des bürgerlichen Rechtsstaates. Forster sieht die Risse in dieser Ideologie, er kennt den Hass der Reichen auf den Jakobinerstaat, weil sie ihren Reichtum verbergen müssen, aber dieses Sehen wird unter ideologischen Stützkonstruktionen von Vorsehung und Teleologie zum Verschwinden gebracht. Forster, der nicht erkennen kann, was er wahrnimmt, verbietet sich jeden Gedanken an einen kommenden Thermidor, wenn die Jakobiner ihre Schuldigkeit getan haben und abtreten sollen. Die »Umriss« enden mit dem trotzigen Satz: »Paris ist immer *unsere* Karte, und ihr habt verloren.« Wahr ist: Paris ist bis heute, ausgenommen die Tage der Commune, bürgerliche Hauptstadt eines bürgerlichen Landes, aber schon lange keine jakobinische Stadt mehr. Schon gleich nach Robespierres Hinrichtung machten bürgerliche Knüppelgarden der Jeunesse dorée Jagd auf Jakobiner und Sansculotten. Heutige Sansculotten tragen keine roten Mützen, sondern gelbe Westen. Sie wissen, was Polizeiknüppel und Wasserwerfer anrichten können.

Ehrende Nachrufe auf Forster waren in deutschen Ländern undenkbar. Den deprimierendsten Blick auf die elenden und nicht gänzlich vergangenen deutschen Zustände gewährt ein Brief Lichtenbergs, des Freundes und Mitstreiters aus Göttinger Tagen: »O wie gerne, wie gerne hätte ich ihm (Forster) ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das kinderlose und wegen der Zukunft unbekümmerte frei denkende und frei schreibende Wesen, das ich ehemals war. Jetzt muss es beim frei Denken sein Bewenden haben.« Auch das war eine Zeitenwende.